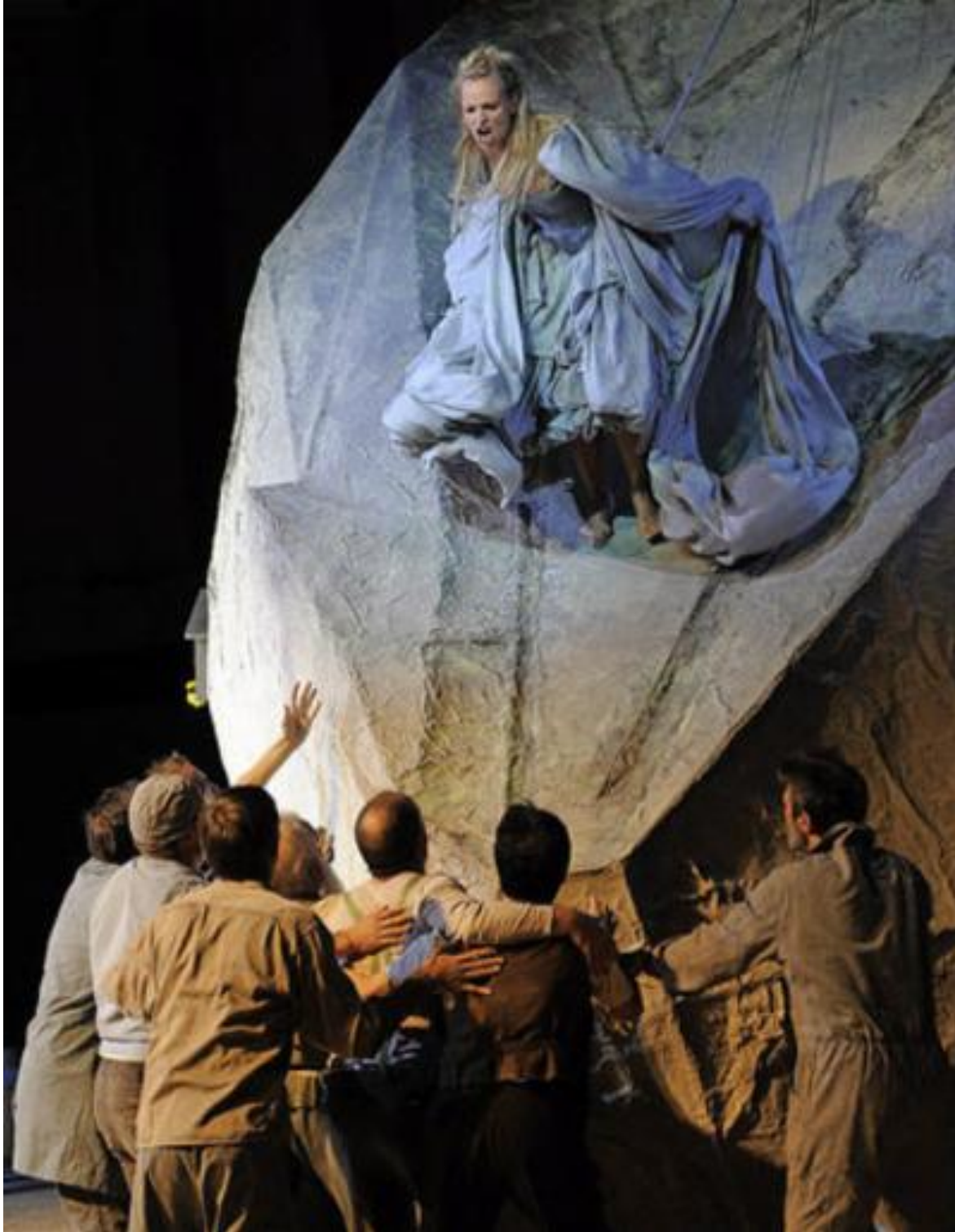


So viele Todesvögel

Am Theater Basel hatte "Föhn" Premiere, ein Musiktheater von Christian Zehnder, Fortunat Frölich und Urs Widmer.



Die Schweiz ist nah und doch sehr fern. Die Sprache, die man dort spricht, meint man als Hochdeutsch sozialisierter Mensch nach jahrelangem Hören zu verstehen und versteht sie doch nicht. Vielleicht liegt das daran, dass die Schweiz ein Land mit sehr hohen Bergen und abgeschiedenen Tälern ist. An diesen Bergen können sich Fallwinde bilden, die sich beim Hinabwehen zu den Regionen der Menschen stark erwärmen. Man nennt sie Föhn. Der Föhn, der im Winter den Schnee von den Feldern rasieren kann, macht die Menschen unruhig, er zerrt buchstäblich an ihren Nerven, versetzt sie in den heiklen Gemütszustand der Erregung.

"Ahh der Föhn", hat der Schriftsteller Urs Widmer gedichtet. "Er heult durchs Tal. Er fährt ins Gebälk unseres Speichers. (...) Ahh, der Föhn. Er jagt die Wolken vor sich her. Die heisse Luft ist voller Geschrei. (...) Er heult, und es stöhnen Frauen, auf denen die Männer grunzen. Ahh." Den Föhn, diesen stöhnenden, heulenden archaischen Erotisierer, kennen die Flachländer nicht. Niemals könnte einer von ihnen deshalb einen Text schreiben wie "Der Mythos vom Mannsberg": ein wuchtiges Melodram in wie aus Stein gehauenen Sätzen. Als ob der den Föhn auf die Menschen niederwerfende Berg selber spräche. Augen hat er immerhin und "Reisszähne", mit denen er die Menschen verschlingt.

"Föhn. Ein zyklisches Wetterspiel" im Foyer der Großen Bühne des Basler Theaters ist – als Saisonauftakt – zur Hommage an einen der größten Schweizer Autoren geworden. Urs Widmer ist im April gestorben. "Föhn" war sein letztes, über zwei Jahre verfolgtes Projekt mit dem Musiker Christian Zehnder und dem Komponisten Fortunat Frölich an seiner Seite: Schweizer, natürlich, auch sie. Im Programmheft erinnert Zehnder daran, dass es Widmers persönlicher Wunsch gewesen sei, "den Mythos selbst vom Gipfel hinunter in die Talschaften zu verkünden". Das wäre etwas gewesen! Und so könnte sich die Trauer um den künstlerischen Weggefährten auf den Abend legen – aber weil das gar nicht in seinem Sinn gewesen wäre, haben Zehnder und sein Inszenierungsteam alles daran gesetzt, das abwesende Zentrum der Aufführung zu ersetzen. Das ist vor allem musikalisch gelungen. Beeindruckend schon am Anfang, wie die Musiker des Ensembles Phoenix Basel die in dichten Reihen auf den Stufen des Foyers sitzenden Zuschauer von hinten aufrollen. Das zirpt und glockt und rauscht und saust hier und dort und überall wie die nächtliche Zusammenkunft emsiger Naturgeister – während unten mitten in einem von Schienen beschriebenen Kreisrund ein Felsen sich erhebt, an dem zwei bewegungslos kleben: ein alpenländisch gekleideter Mann (Martin Hug) und seine Frau (Carina Braunschmidt). Lange bleiben sie stumm, und als sie zu reden beginnen, scheinen die Laute statt aus ihren Kehlen tief aus dem Berg heraufzusteigen: ein Echo der Bassklarinette, ein lautliches Ereignis, dessen Sinn sich auch den anwesenden Landsleuten nur schwer erschließt.

Dafür artikuliert der über die Schienen herum und herum gezogene Erzähler (Hans Rudolf Twerenbold) umso deutlicher – und dass er gelegentlich auf einer mechanischen Reiseschreibmaschine klappert, weist ihn als Alter Ego von Widmer aus ("Der Klang der Schreibmaschine ist die Urmelodie in mir"). Die szenische Gestaltung bleibt weit hinter der Kraft des Textes zurück: Wenn die Föhnfrau (Susanne Elmark) oben auf der Bergattrappe ihre verführerischen Melismen in einem von einem Marilyn-Monroe-Wind

gebauchten Kleid singt und am Ende dem naturgemäß bärtigen Föhn-Chor in die gierig emporgereckten Arme fällt, wirkt das fast unfreiwillig komisch.

Dafür entwickelt sich die "Föhn"-Musik zum kongenialen Partner der Widmer'schen Beschwörungen der leidenschaftlichen Naturkräfte Föhn(frau) und Bise(mann): "er kalt, sie heiß" – und, zunehmend obsessiv, des Todes. Es entwickelt sich, poetisch wie musikalisch unter Einsatz eines vielgestaltigen und vielstimmigen Instrumentariums, zu dem auch Akkordeon und E-Gitarre gehören, ein heftiger Kampf mit dem Tod; nein, nicht einem, sondern vielen Toden: "Sie sind ein Schwarm aus so vielen Todesvögeln, dass sie dieses Tal bis zum gegenüberliegenden Bergrücken füllen."

Kann man diesen Kampf gewinnen? In der Literatur, in der Musik vielleicht, die tobende, tosende, wütende Schlacht mit dem Berg, mit dem wilden, warmen Wind – bis der Himmel wieder blau und wolkenlos leer ist. In Wirklichkeit jedoch ist der Tod kein Schweizer. Auch wenn man bei diesem zeitentrückten "zyklischen Wetterspiel" fast den Eindruck gewinnen kann.

Quelle: badische-zeitung.de